

Schneider, *Re-Imagining the Divine: Confronting the Backlash against Feminist Theology*, Cleveland 1998, das einen Einblick in den größeren Kontext, in dem sich diese Gegenwehr abspielt, gewährt.

⁸ So die offizielle Beschreibung der Dekade des Weltkirchenrates, www.wcc-coe.org/decade, vom 29. September 1998.

⁹ *Living Letters: A Report of Visits to the Churches During the Ecumenical Decade - Churches in Solidarity with Women*, WCC Publications, Genf 1997.

¹⁰ *Living Letters*, aaO. 6.

¹¹ *Living Letters*, aaO. 48.

¹² Vgl. E. Schüssler-Fiorenza, *Jesus - Miriams Sohn, Sophias Prophet. Kritische Anfragen feministischer Christologie*, Gütersloh 1997.

Aus dem Englischen übersetzt von Andrea Kett

Feministische Spiritualität: Wagnis und Widerstand

Ivone Gebara

Zwei Wege tun sich mir auf, am Ende des alten und zu Beginn des neuen Jahrtausends einige Gedanken über feministische Spiritualität zu Papier zu bringen. Der erste beginnt bei meiner persönlichen Erfahrung und der zweite bei Beobachtungen von mir, wie einige andere Frauen leben. Auf dem einen wie auf dem anderen Weg jedoch fließen meine Subjektivität, meine persönliche Geschichte, meine Lebensoptionen, meine Werte, meine Offenheit und meine Grenzen in die Überlegungen mit ein und beeinflussen die Interpretation, die ich hier liefere. Man kann nie genug betonen, dass die je eigene Wahrnehmung der Welt die jeweilige Reflexion prägt und eo ipso als etwas Begrenztes und Partielles ausweist. Meine Wahrnehmung ist also bloß ein Standpunkt, ein Bericht und Ausdruck eines Blickes auf die Welt, der infolgedessen durch andere Blicke vervollständigt werden muss.

Ich nehme den Ausdruck „Feministische Spiritualität“ in einem ziemlich weiten Sinn, auch wenn dieser im sozialen und kulturellen Kontext des brasilianischen Nordostens angesiedelt ist. Mit Hilfe des Begriffs beziehe ich mich vor allem auf die ethischen und „metaphysischen“ Werte, mittels deren die Menschen ihrer Existenz Richtung und Sinn geben. Davon ausgehend versuche ich, einige Aspek-

te „spiritueller“ Erfahrungen nicht unbedingt feministisch eingestellter Frauen zu erörtern, auch wenn meine persönliche Interpretation von feministischer Hermeneutik und Verbindlichkeit geprägt ist.

*Feministische
Spiritualität:
Wagnis und
Widerstand*

I. Spiritualität und persönliches Leben

Ich gestatte mir, mit meiner persönlichen Erfahrung einzusteigen. Immer mehr überzeuge ich mich davon, wie wichtig es ist, die persönliche Erfahrung deutlich zu machen, will man die spezielle Erfahrung anderer Menschen verstehen können.¹ Um an die Dinge, die ich in der Vergangenheit erfahren habe, wieder heranzukommen, versuche ich so etwas wie eine archäologische Grabung in meinen Erinnerungen. Natürlich ist so ein Unterfangen selektiv und begrenzt. Aber anders geht es nicht.

1. Nächstenliebe

Heute würde ich behaupten, dass Spiritualität in meiner Existenz an erster Stelle das Bemühen um ein ethisches Leben bedeutete. Dies ist der stärkste Akzent, der allerdings viele Gesichter hat. Meine Erkenntnis könnte ich – will mir scheinen – vorläufig mal in dem Satz des Evangeliums zusammenfassen: „Du sollst den Nächsten lieben!“ Von Kindesbeinen an bekam ich, ob zu Hause, ob in der Schule, die unterschiedlichen – korrekten oder weniger korrekten – Übersetzungen des Gebots des Evangeliums zu hören: „Denk an die Anderen!“, „Hilf den Anderen!“, „Teil mit den Anderen!“ oder „Leb für die Anderen!“ Ob der Satz so oder so formuliert war, er wurde zu so etwas wie einem festen Bezugspunkt in meinem Leben. Manchmal war das Ganze so intensiv, dass in mir ein Schuldgefühl wach wurde, erhielt ich diese oder jene Vergünstigung, von der ich genau wusste, dass die meisten Mädchen meines Alters, zumal die armen, sie nie bekommen würden. Dies war dann bei anderer Gelegenheit für mich sozusagen ein Motiv dafür, mein ethisches Empfinden den Anderen gegenüber auf den doppelten Pegelstand zu steigern und dem spontanen Gefühl, im Gegenzug dafür etwas wiederzubekommen, nicht nachzugeben. Diesem ethischen, meinem Leben Richtungweisenden Prinzip wollte ich Folge leisten; hatte ich doch den Eindruck, letztendlich käme es von Gott. Alle anderen Aspekte der Religion waren, gemessen an dieser ethischen Grundordnung, durchaus peripher. Verweise auf die Gebote des göttlichen und des kirchlichen Gesetzes, auf Jesus oder auf die Jungfrau Maria hatten sich ihr unterzuordnen. Derartige Dinge der Religion waren nichts weiter als eine Legitimationskraft für eine Überlieferung, welche die Notwendigkeit von

Die Autorin

Ivone Gebara, feministische Philosophin und Theologin. Brasilianerin. Lebt in Nordostbrasilien und arbeitet seit 1990 als Beraterin von Frauenbewegungen, vor allem unter dem armen Volk. Gastprofessorin an verschiedenen Pädagogischen Zentren und Universitäten in Lateinamerika, Nordamerika und Europa. Mitglied des EATWOT. Ihr jüngstes Buch: Die dunkle Seite Gottes. Wie Frauen das Böse erfahren, Freiburg/Basel/Wien 2000. Anschrift: Rua Luiz Jorge dos Santos 278, Tabatinga, 54756-380 Camaragibe – Pernambuco, Brasilien

Verhaltensweisen nach ständiger Maßgabe des Wohles der Anderen betonte, bzw. waren ein Fingerzeig kirchlicherseits darauf.

Auch als junge Frau wusste ich mich in meiner Existenz weiter unter der Wegweisung dieses Satzes aus der Bibel, und ich unternahm Schritte, um ihn im gesellschaftlichen Leben mehr und mehr Wirklichkeit werden zu lassen. Der Aufruf zur Nächstenliebe fand seine Übersetzung bei mir in einem organisierten Kampf um soziale Gerechtigkeit und infolgedessen in einem Angehen gegen Situationen und Strukturen, welche anscheinend viele Leute daran hinderten, etwas von Liebe in ihrem Leben wahrzunehmen. Liebe, so hallte es seit frühen Jahren in meinem Leben wider, sei Hingabe meiner Person an die Anderen, damit diese glücklich würden. Mein Glück bestand in ihrem Glück. Die Anderen waren der Kompass meiner Liebe. Also tauchte ich in diese Hingabebewegung ein und erfuhr größere oder kleinere Genugtuungen, aber auch schmerzliche Kritik, die solch eine Option ja auch immer mit sich bringt. Sich selbst zu vergessen mutete an wie ein Teil dieser Liebesdynamik, in die ich inzwischen eingeführt wurde. Und jedes Mal, wenn sich inmitten meiner Liebeskämpfe mein *Ich* als glücklich empfand, wurde es von der „Schuld“ des persönlichen Genusses erstickt in dem Bemühen, ja nichts anderes als die „Reinheit“ der Hingabe an die Anderen gelten zu lassen. Allerdings blieb mir nicht verborgen, wie schwierig es ist, sich selbst zu vergessen. Die Stärke meines *Ichs* setzte sich nahezu wie selbstverständlich durch. Gleichwohl spielte sich der „Mechanismus“ dieser Hingabespiritualität in meinem Alltag fast wie etwas Normales ab. Einerseits machte er mich sensibel und folgsam gegenüber einer bestimmten Art von sozialer Liebe, zumal wenn die entsprechenden Diskurse keinen Zweifel daran gestatteten, dass der Sieg der Gerechtigkeit allen gelten würde. Langsam, aber unaufhaltsam würde das Reich Gottes auf der Erde doch noch den Sieg davontragen.

Andererseits machte mich dieses Verhalten streitlustig, kritisch, aufsässig und ungehorsam gegenüber jedweder Ideologie oder auch gegenüber jedweder familiären Geste, welche dieser Liebe scheinbar zuwiderlief. Nichts, was mir in einer bestimmten Situation einen Vorteil oder gar einen persönlichen Nutzen gebracht hätte, wie auch nichts, was mich in den Genuss einer Bevorzugung kommen ließ - es sei denn, sie hätte sich als förderlich für die Gemeinschaft erwiesen -, ließ ich an mich heran. Ausgrenzung und Ungerechtigkeit, ja selbst Dinge, die den Anschein erweckten, nicht ganz so gerecht zu sein, waren mir unerträglich. Nur aus einer einzigen Quelle, aus der Quelle des „alleinigen wahren Gottes“ wollte ich trinken; und das Wasser aus dieser Quelle erreichte mich auf dem Wege dieser nachdrücklichen Einladung zur „Nächstenliebe“. Der Eintritt ins Ordensleben und das Verbleiben darin verstärkten die Grundlagen meiner Spiritualität und meiner Lebensoptionen.

In meinen Augen war dies der einzig mögliche geistig-geistliche Weg, mochte er auch noch so hart und noch so voll sein von unumgänglichen Widersprüchen.

2. Persönliches Wagnis und persönlicher Widerstand

Das Leben wagen für die Anderen und individualistischen Interessen widerstehen, das waren die Merkmale der Spiritualität, die mein Leben gestaltete. Die Begegnung mit der Theologie der Befreiung in den siebziger und danach mit dem Feminismus in den frühen achtziger Jahren akzentuierten mein spirituelles Ringen, in das ich seit zartester Kindheit eingeführt worden war. Jede dieser Begegnungen eröffnete mir eine neue Wahrnehmung und ein kritisches Bewusstsein gegenüber der Einstellung, die ich zuvor gehabt hatte.

Die Befreiungstheologie verhalf mir zu einer schärferen Wahrnehmung der sozialen Kämpfe und zu der Einschätzung, diese seien Wege evangeliumsgemäßer Konsequenz und Ansagen des Reiches Gottes unter uns.

Was den Feminismus angeht, so machte mich dieser skeptisch gegenüber der patriarchalen Religion und schickte mich auf den Weg des Ringens um Gerechtigkeit auf der Grundlage der konkreten Erfahrung der Frauen. Ein weiteres Mal musste ich feststellen, wie weit die verschiedenen Formen von Unterdrückung und Unterwerfung menschlicher Personen, die in den Mäandern unserer Kultur hausen, eigentlich verbreitet sind - verschwiegen und versteckt - und dass sie auch die kleinste Bedrohung für die etablierte Macht abwehren sollen.

Allmählich begriff ich, dass ich das „ethische Gebot“ par excellence, so wie es bisher mein Leben bestimmt hatte, aus der Perspektive der Frauen überprüfen musste. Das hieß: Ich hatte mich auf einen Prozess der theologischen Dekonstruktion des Patriarchats einzulassen und auf einen andersartigen Kampf zur Erlangung von Gerechtigkeit in den menschlichen Beziehungen einzustellen. Es hieß aber auch, mich auf den Weg des Anprangerns von Ungerechtigkeiten zu machen, die noch nie zuvor angeprangert worden waren.

Ich selbst hatte auf diesem Weg der Ungerechtigkeit in der Form der Unterdrückung des weiblichen Geschlechts - zumal im Bereich der Religion - gelebt, aber keine Ahnung davon gehabt. Frauen so oder so zu unterdrücken war ein kulturell akzeptierter Status. Zwar hatte ich auf allen Gebieten von Kultur und Religion, in denen ich erzogen worden war, leidvolle Ungerechtigkeiten erfahren, wusste aber nicht, dass das, was ich da mitmachte, ungerecht war, auch wenn es mir oft genug als Belastung vorgekommen war. Erst spät wurde mir klar, dass auch die Nächstenliebe - Kernstück meiner Spiritualität und meiner geschichtlichen Kämpfe - eingepasst war in eine gesellschaftliche Hierarchie, in der ich immer erst an zweiter oder dritte Stelle kam. Ich war gar nicht so wichtig. An erster Stelle ging es um die Männer, um die Anderen ... An erster Stelle stand der soziale Kampf.

Nach und nach weitete sich meine ethische Spiritualität, und in meine Liebe schoben sich Differenzierungen und Nuancierungen. Schritt für Schritt entdeckte ich, dass ich weder die Heldin der Liebe sein noch Modelle von Liebe reproduzieren konnte, die ich gelernt hatte, ohne dass ich meine innere Stimme gehört und meinen Tiefendurst gespürt hätte und ohne dass sich das *Ich* mit dem *Nächsten* vermählt hätte, wobei aber keines von beiden das jeweils Andere hätte auslöschen dürfen. Mir wurde klar, dass Nächstenliebe nur ein Pol der Liebe ist. Der andere

Pol, der aber fehlte, war die Eigenliebe. Und diese wurde Frauen in ihrer Erziehung oft genug verwehrt, mir in meiner Erziehung nicht minder.

Die Liebe zu mir selbst, das heißt zu mir als Frau, die ich bin, bedeutete für mich Kampf um meine Autonomie und Affirmation meiner Fähigkeit, zu denken, zu leben und überhaupt zu sein. Doch das alles entwickelte sich zu einem schmerzhaften Prozess des Widerstandes; denn, eingebunden in eine patriarchale Institution, die demütigt, wer denkt, und zerstört, wer sich nicht ihren absoluten Wahrheiten beugt, konnte ich die Treue zu mir selbst unmöglich einfach an den Nagel hängen. Widerstehen, um die persönliche Autonomie zu wahren, eigenes Denken zu wagen und mich mit denen zu solidarisieren, die als „öffentliche Sünderinnen“ abgestempelt waren, wurde zur Nahrung meiner Spiritualität. Das bedeutet, dass all die neuen Verpflichtungen, die ich übernommen habe, den tiefsten Kern meines Wesens speisen und mich zu der machen, die ich bin inmitten des Gemeinwesens von Männern und Frauen, mit denen ich zusammenlebe.

Eigenliebe und Nächstenliebe kommen aus ein und derselben Quelle, und das eine kann nicht gelebt werden zum Schaden des anderen.

II. Spiritualitätsmuster anderer Frauen

Im folgenden Schritt möchte ich summarisch einige Beobachtungen mitteilen, die ich bei drei Gruppen von Frauen aus meinem näheren Umfeld mache. Bei:

- armen nichtorganisierten Frauen im Nordosten Brasiliens
- in sozialen Bewegungen organisierten Frauen
- Ordensfrauen im Zusammenleben mit dem einfachen Volk.

1. Arme nichtorganisierte Frauen im Nordosten Brasiliens

In meinem Zusammenleben mit Kreisen des armen Volkes habe ich häufig das Empfinden, Ausländerin im eigenen Land zu sein. Nahe fühle ich mich den Menschen mit dem Herzen und aufgrund meiner ganzen Lebensoption, zugleich bin ich ihnen aber auch fern, zu unterschiedlich ist unsere Art und Weise, zu fühlen und das Leben zu betrachten. Ich frage mich, aus was für Werten die armen Frauen in Vorstädten und Elendsvierteln leben und was für eine Spiritualität ihrem Leben Richtung gibt. Es fällt mir immer schwerer, auf die Fragen eine einzige Antwort zu geben. Die Gruppe ist nicht homogen. Was ich vorfinde, sind Gruppen, Untergruppen und Einzelwesen. Ihre Verhaltensweisen und Werte sind unterschiedlich und vielfältig. So bemühe ich mich weiter, diese höchst komplexe Welt zu verstehen und vorläufige Interpretationen dafür zu finden.

Die große Mehrzahl der Frauen wird bestimmt vom täglichen Kampf ums Überleben. Und in diesem Kampf finden sich alle nur möglichen Verhaltensweisen: Konkurrenz und Individualismus, Solidarität, Treue und auch Zärtlichkeit.

Im Allgemeinen rechnen die Frauen mit mächtigen „transzendenten“ Kräften, sei es aus der Welt des Christentums, sei es aus den afro-brasilianischen Religionen, sei es aus anderen religiösen Annäherungen. Immer aber erwarten sie

Unterstützung bei der schwierigen Aufgabe, in einer entwürdigenden wirtschaftlichen Lage leben und vor allem überleben zu können. Jede dieser Frauen klammert sich auf ihre Weise und nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und Überzeugungen an einen Heiligen oder an eine Gottheit. Sie erhofft sich, was ihr fehlt, und erlangt dadurch eine „spirituelle“ Hilfe; denn verzweifeln will sie ja auf keinen Fall. In den unmittelbaren Belangen des Lebens erfahren die Frauen Unterstützung, indem sie „himmlische“ oder auch aus anderen Sphären stammende Wesen um Beistand bitten. In einer Gesellschaft, in der nahezu jeder Kredit von Mensch zu Mensch dahin zu sein scheint, sind diese nämlich noch die einzigen, die zu helfen „bereit“ und „im Stande“ sind. Irgendwelche Kritik an ihrer Religiosität ist ihnen fremd. Sie leben, indem sie – wie sie sagen – „das Leben mit dem Bauch vorwärtsschieben“, wobei Leben oft genug nicht mehr heißt als Überleben. Doch zur Bezeichnung ihrer Werte und religiösen Bezüge benutzen sie ein Wort wie „Spiritualität“ nie.

2. In sozialen Bewegungen organisierte Frauen

Was die zweite Gruppe von Frauen bewegt, ist ein humanistisch-politisches Verständnis des Lebens. Unabhängig von religiösen Überlieferungen – und das gilt auch für die Fälle, in denen sie im persönlichen Leben von der einen oder anderen Religion beeinflusst sind – erweist sich ihre Position in der Öffentlichkeit als Ertrag der Sache, für die sie eintreten. Einige hatten in Kindheit oder Jugend negative Erfahrungen mit der Religion. Religiöse Deutungen, die sie als Quelle von Entfremdung empfinden, haben sie über Bord geworfen. Was sie dagegen positiv erfüllt, ist das Bemühen um gerechte Verhältnisse angesichts dieser oder jener sozialen Wunde. Das Wort „Spiritualität“ kommt ihnen selten über die Lippen. In der Regel sprechen sie von Suchen nach Sinn für das Leben, nach Werten, die einem Mut machen zum Leben, oder nach historischen, politischen Hoffnungen, die es in die Tat umzusetzen gilt. Was ihnen jedoch häufig fehlt, sind Momente von Feier und Fest, mittels deren sie die Werte zum Ausdruck bringen könnten, um die es ihnen geht, von denen sie aber nicht wissen, wie sie sie in den Alltag ihrer Arbeit hineinbekommen sollen. Weite Kreise der Zivilgesellschaft bringen den Kampf um gerechte Politikmodelle oder um die Rechte der Frau nicht in Verbindung mit Räumen von Fest und Feier im religiösen Sinn des Wortes. Die politische Tradition, insbesondere sofern sie von der politischen Linken inspiriert ist, kennt keine symbolischen, zelebrativen Momente. Im Höchstfall bringt sie ein Fest zu Stande, mit guten Speisen und Getränken und vielleicht auch mit Reden, aber ohne Bezugnahme auf innere bzw. mehr oder minder transzendente Dimensionen der Existenz. Alles dreht sich um diese oder jene unmittelbare Errungenschaft. Von Liturgie oder von einer gemeinsamen Grundlage, auf der eine Überlieferung anerkannt und gemeinsam gefeiert werden könnte, keine Spur. Indessen: Bei allen Widersprüchen, die jedweder Bewegung nun mal anhaften, ist in diesen Gruppen ein bewundernswertes Ringen um Dienst an der Sache der Frauen und um Solidarität untereinander unübersehbar.

3. Ordensfrauen im Zusammenleben mit dem einfachen Volk

Dass Ordensfrauen der verschiedenen römisch-katholischen Kongregationen Tür an Tür und in hautnaher Föhlung mit dem einfachen Volk leben und arbeiten, ist in Brasilien eine mittlerweile mehr als dreißig Jahre alte Bewegung. Frauen dieser Kreise sprechen nun in der Tat von „Spiritualität“ und geben damit einen konstitutiven Faktor ihres Lebens zu erkennen. Daraus erhellt, dass das Wort seine Wurzeln und seine Entwicklung in einer mehr oder weniger eingegrenzten religiösen Welt hat. Frauen und Männer, die in Kongregationen oder religiösen Laienbewegungen der verschiedensten Herkunft zusammengeschlossen sind, benutzen den Begriff und versuchen, ihn mit neuen Bedeutungselementen zu füllen.

Die Spiritualität dieser Ordensfrauen gründet in erster Linie auf der Überzeugung, dass Jesus arm war und unter Armen lebte, um so das Reich Gottes herbeizuföhren. In der Regel sind sie stark beeinflusst von der lateinamerikanischen Theologie der Befreiung und von sozialen Bewegungen, die eine gerechtere und gleichere Gesellschaft auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Heute, muss man sagen, steckt die Bewegung größtenteils in einem Moment der Krise und einer gewissen Erschöpfung ihrer spirituellen Überzeugungen. Die Zahl der ordensmäßig gebundenen Frauen, die unter den kleinen Leuten leben, ist deutlich gesunken. Ihre Kraft in der Ortskirche findet wenig Anerkennung. Eine Erneuerung des Personalstandes findet nicht statt. Grund dafür ist die neue geschichtliche und religiöse Lage, in der sich Lateinamerika befindet. Die Kirchen haben aufgehört, in der Öffentlichkeit als „Stimme der Stimmlosen“ aufzutreten, und zeigen ein Gesicht, das immer mehr an religiöse Massenveranstaltungen nach Art der Pfingstler erinnert, ohne explizit ethisch-sozialen Inhalt. Die Medien scheinen die religiösen Megashows, die Tausende und Abertausende nach Trost, Gefühl und Vergnügen hungernder Menschen anziehen, voll im Griff zu haben.² Es bedarf keiner Anstrengung, will man sich dieser Art von Jubelchristentum anschließen. Es reicht, beherzt zu singen, die Arme hochzuheben und einfache Tanzschritte zu probieren. Dagegen hatte das ethische Befreiungschristentum ganz was anderes gefordert: Konjunkturanalysen, Bibelarbeiten und Planung konkreter Handlungsschritte.

Was sodann den Feminismus angeht, so machte dieser die besagten Ordensfrauen skeptisch gegenüber patriarchaler Religion und weiblicher Unterwerfung unter die männliche Autorität in den Kirchen. Allmählich wagen sie es, den „Hirten“ zu widersprechen und zu bestreiten, dass gerade sie immer das letzte Wort in der Glaubensgemeinde haben. Allenthalben brechen Konflikte aus, und zahlreiche Ordensfrauen werden von kirchlichen Arbeitsfeldern unter der Leitung von Männern ausgeschlossen oder ziehen sich selbst zurück.

Diese sozioreligöse Lage kommt auch in einer spirituellen Krise zum Ausdruck. Die alten Bezugsgrößen sind erschüttert, und neue haben sich noch nicht durchsetzen können. So lebt man aus einer Spiritualität, die sich weithin auf Alltag und Augenblick konzentriert und in der Feiern im Vordergrund stehen, in denen es nicht unbedingt um Elemente aus der patriarchal-christlichen Überlieferung geht.

Manche Frauen sind persönlich tief unzufrieden, aber gangbare neue Wege sind nicht in Sicht.

4. Wagnis und Widerstand der anderen Frauen

Für Frauen des einfachen Volkes ist das Leben selbst schon ständiges Wagnis und täglicher Widerstand. Gelingt es, einigermaßen satt geworden und in relativem Frieden einen Tag zu beenden, ist das allein schon eine Leistung. Verbrechen, Streitereien – vor allem unter den Männern – und Drogengeschäfte, in die auch Minderjährige verwickelt sind, machen das häusliche und soziale Leben zu einer wahren Qual. Fast immer sind es die Frauen, die sich um die verletzten Männer zu kümmern oder in Todesgefahr Schwebende zu verstecken haben. Frauen besuchen auch die Söhne in Gefängnissen und öffentlichen Krankenhäusern. Zu dieser Art von Gewalt kommt noch die Gewalt des Hungers und der fehlenden Lebensbedingungen hinzu.

Doch derartige tragische Situationen sind hinlänglich bekannt und weit und breit veröffentlicht, und anscheinend nimmt kaum jemand noch Notiz von ihnen. Das Ganze mutet an, als schickten wir die Armen mitsamt ihrem Leben in Quarantäne, in der sie sich aber kaum bewegen können und aus der sie noch schwerer wieder herauskommen. Seit langem erzählen wir beinahe immer dieselben Geschichten davon, unter welch dramatischen Umständen die Armen zu leben haben. Eine Tragödie reiht wir an die andere. Inzwischen haben wir die tägliche Gewalt so weit unters Volk gebracht, dass angesichts der Serienmorde Tag für Tag sich uns die Tränen nur noch verweigern.

Ich betone, dass dies meine Weise ist, das Leben der Armen und insbesondere das der armen Frauen zu betrachten. Ich bringe meinen Schmerz auf meine Weise zum Ausdruck. Und ich spüre ihren Schmerz aus der Perspektive meiner Welt, meiner Bezugspunkte und meiner ethischen Empörung. In diesem Sinn behaupte ich, das tägliche Leben dieser armen Frauen sei zugleich Wagnis und Widerstand. Für sie dagegen ist das alles Alltag. Alles gehört zur Kultur der Armut, und diese ist geprägt von offener, maßloser Gewalt. Dennoch wage ich nicht von „spirituellem“ Widerstand zu sprechen, in dieser rohen Materialität brutaler Gewalt. Lieber spreche ich von „durchwachsener Weisheit“, insofern diese einerseits hilft, kleine Lösungen zu finden, andererseits aber für die meisten Probleme keine Lösungen sieht. Die Mehrheit der armen Frauen, scheint mir, hat es gelernt, mit Problemen zu leben, für die es keine schnellen Lösungen gibt. Also lassen sie die Lösungen für morgen. Manche schicken sich sogar vergleichsweise leicht in bestimmte Dinge, wie fehlende ärztliche Betreuung, fehlende Wasserversorgung und fehlende Kanalisation. Trotzdem finden sie immer wieder Momente und Formen der Freude, so dass sie sich in ihrer Begeisterung gegenseitig anstecken und sogar über ihr eigenes Unglück lachen können. Ich gestehe, dass ich mich leicht aufregen lasse und oft genug an den Rand der Verzweiflung komme. Doch dann wundern sich meine Nachbarinnen nur über meine Wut, über die Einsprüche, die ich bei den Behörden einlege, und über den Nachdruck, mit dem ich die kleinen Probleme im Viertel unbedingt lösen will.

Im Blick auf jene Frauen, die bei sozialen Bewegungen mitmachen, resultieren Wagnis und Widerstand aus ihrem politisch-gesellschaftlichen Kampf, aus dem Willen, in einer Gesellschaft, in der der Kampf um Recht und Achtung ständig auf dem Spiele steht, an ihren feministischen Überzeugungen unbedingt festzuhalten. Ihr ethisches Engagement, das sie auf sozialer und politischer Ebene artikulieren, setzt sie zahlreichen Angriffen aus und macht sie verwundbar. Es sei daran erinnert, dass während der letzten zwanzig Jahre eine große Zahl von Frauen in den Volksbewegungen ermordet wurde - von Gruppen, hinter denen Interessen stehen, die den allermeisten dieser kleinen Leute zuwiderlaufen. Ich erwähne nur den Mord vor einigen Monaten an Dorlinda Folador, früher Mitglied der Landlosenbewegung MST (Movimento dos Trabalhadores Rurais sem Terra) und zum betreffenden Zeitpunkt Bürgermeisterin von Mundo Novo (= Neue Welt) im Bundesstaat Mato Grosso do Sul. Dorlinda Folador hatte das organisierte Verbrechen und die Komplizenschaft einiger Politiker in der Region mit Korruption und Ungestraftheit etlicher Verbrechen angeprangert.

Aber auch die Ordensschwwestern, die unter den Bedingungen des armen Volkes leben, haben sowohl den politisch Mächtigen als auch den etablierten religiösen Amtsträgern beachtlichen Widerstand geleistet. Viele von ihnen wurden ebenfalls gewaltsam ermordet, andere aus ihren Diözesen und Pfarreien ausgewiesen, und wieder andere leben in ernststen Konflikten mit den hierarchischen Institutionen. Ihr Widerstand erwächst aus dem überzeugten Glauben an Werte wie Achtung vor jenen Männern und Frauen, die unsere Gesellschaft vor die Tür gesetzt hat, und wie Solidarität mit ihnen. Viele von ihnen sind, wie gesagt, geprägt von Strömungen des gegenwärtigen Feminismus, von der Befreiungstheologie und von den verschiedenen sozialen Bewegungen unserer Tage. Ihre Spiritualität des Widerstandes bringen sie dadurch zum Ausdruck, dass sie an ihren Überzeugungen festhalten und nach wie vor auf die Schaffung neuer Beziehungen unter den Menschen setzen.

III. Kritische Bilanz

Ich spüre ein merkwürdiges Gefühl in mir wohnen. Wer diese Zeilen liest, wird sich wahrscheinlich wundern. Mein Wunsch wäre nämlich, das Stück Land, auf dem ich lebe, und die Erde, die ich bin, sich mal ausruhen zu lassen, damit frische Sprößlinge keimen können. Fühlen wir im Augenblick denn nicht alle, dass uns die Diskussionen um Lebensmodelle und Paradigmen, um Theologien und Spiritualitätsformen müde gemacht haben? Überfordern wir denn nicht geradezu unsere Kreativität, wenn sie fortwährend de-konstruieren und wiederentdecken, wiedergewinnen und noch einmal andere Traditionen in der uns bekannten Tradition aufspüren soll? Wäre da nicht ein Moment des Innehaltens wie auch des persönlichen und bis zu einem gewissen Punkt auch kollektiven Schweigens angezeigt? Empfiehlt sich da nicht eine Phase des Ausruhens, damit das Neue, das unseren Schritten die Richtung zu weisen vermag, damit die frische Saat, die unsere Hoffnung speist, in der Tat sprießen kann? Wir stecken in einem Strudel

von Ideen und Engpässen, von Anfechtungen und Gewalttätigkeiten jeder Art. Ich habe den Eindruck, dass in diesem gewaltigen Babel niemand die Anderen mehr versteht. Ich habe den Eindruck, dass wir in einem kollektiven Krieg liegen: Rette sich, wer kann! Einer bringe den Anderen um!

In dieser Situation kommt mir der Gedanke an den biblischen Mythos von der Sintflut. Das aufgewühlte Wasser hat alles überflutet. Aber auf den Wogen schwimmt ein Kasten, eine Arche, welche sämtliche Lebensarten, so verschieden sie sind, trägt und schützt. Es brauchte Zeit, es brauchte langen Wartens, bis die Taube endlich die Arche verlassen und dann mit dem frischen, grünen Zweig zurückkommen konnte - Zeichen dafür, dass etwas Neues im Entstehen war. Ich verstehe den biblischen Mythos als Vergleich. Dabei geht es mir nicht darum, den zerstörerischen Charakter unseres Tuns während des gerade zu Ende gegangenen Jahrhunderts zu betonen, sondern darum zu sagen, wir sollten uns vielleicht mehr in Schweigen üben und weniger auf diese oder jene Form von Spiritualität bedacht sein, damit die Werte, die wirklich vital sind, sich in der Tat in unserem Leben abzeichnen können. Ich fürchte, dass unser Drang zur Rettung feministischer Spiritualität beeinträchtigt ist von einer Vielzahl von Ereignissen, die unsere Körper wie unsere Kulturen kaputtgemacht haben, so dass wir nicht mehr im Stande sind, tatsächlich an die menschlichen Wurzeln zu rühren, die unsere Existenz tragen. Ohne es zu merken, haben wir angefangen, auf weibliche Weise jene Elemente wieder zur Geltung bringen zu wollen, die für die geistig-geistliche Tradition der Männer wichtig waren: Zeugnis, Martyrium, Heiligkeit, Nachfolge. Alles ist noch vermengt mit den männlichen Modellen eines patriarchalen Herrschafts- und Eroberungschristentums, das - auch wenn es Tausenden geholfen hat - für nicht wenige ein Instrument von Unterdrückung und Zerstörung war. In meinen Augen lädt uns das Leben dazu ein, die Entwicklung neuer Spiritualitätsmuster eine Zeit lang in der Schwebelage zu lassen, auf das, was da kommen wird, geduldig zu warten, uns ein freiwilliges Schweigen zu verordnen oder mindestens mit Wörtern und Theorien behutsamer umzugehen. Hüten wir uns vor Hast! - damit wir nicht alten Diskursen verfallen und sie wieder allenfalls feminisieren.

Dadurch, dass wir uns sozusagen vom üblichen theologischen Wortschwall zurückziehen, bereiten wir uns nach meiner Einschätzung jedoch auf eine Strategie vor, mittels deren wir all das Neue willkommen heißen können, das da sowohl tief in der Erde als auch tief in uns Frauen im Prozess des Entstehens ist. Dabei geht es um etwas völlig Neues, voller Überraschungen, dessen Umrisse wir uns mit unserer Vernunft noch gar nicht auszumalen vermögen. Es handelt sich um ein kollektives Wachstumsgeschehen, um eine risikobeladene Schwangerschaft, bei der nicht einmal der Entbindungstermin feststeht. Dies ist eine Zeit des Wartens, voller Spannung und voller Staunen über das, was da kommen wird. Hin und wieder greifen wir behutsam ein, so weit es die Achtung vor dem Leben heischt. Ob organisiert oder unorganisiert, mitunter schreien wir auf, aber nur zu dem Zweck, dass die Massenerstörungen, die nach wie vor unsere Hoffnung auf Leben bedrohen, endlich ein Ende haben. Nichts als Zweckfreiheit und Verdankt-

heit umhüllt uns. Wir lieblosen unsere Töchter und Söhne und Enkel, in der Hoffnung, dass unser Wunsch nach Liebe und Solidarität zur Nahrung wird, die wir ihnen heute anbieten können. Doch fehlen uns die Worte, die neuen Formen der keimenden Hoffnung auch nur stammelnd zu beschreiben. Viele Theorien gibt es nicht, die unsere Hoffnung erhärten könnten. Was uns bleibt, sind lediglich die wenigen Dinge, die das Menschliche in uns tragen: Freundschaft, Zärtlichkeit und Solidarität unter den Menschen - und die Hoffnung auf den neuen Tag, der da kommt.³

Ich glaube, dass in der kollektiven Befindlichkeit von Sintflut und Finsternis dies der einzig gangbare Weg ist. Vor allem aber müssen wir spüren können, dass da Hände sind, die uns die Hand halten, und dass da Herzen sind, die im Rhythmus unseres Herzens schlagen, so dass die alten Spaltungen überwunden werden. Wir müssen wissen, dass da Menschen sind, die gemeinsam mit uns von einer besseren Welt träumen. Die Geschichte hat gezeigt, dass es dieses solidarische Warten in der Tat schon gegeben hat und dass es es noch immer gibt. Die Geschichte ist im Stande, in absehbarer Zukunft zu verkünden, dass einige zarte „grüne Pflänzchen“ schon zu sehen sind. Und das Leben, und zwar das Leben in jeder Form, kann auch in den entferntesten Ecken der Erde sprießen.

¹ Vgl. das Vorwort von Adolphe Gesché zu meinem Buch: *Le mal au féminin. Réflexions théologiques à partir du féminisme*, Paris/Montréal 1999. Deutsche Ausgabe: *Die dunkle Seite Gottes. Wie Frauen das Böse erfahren* (Theologie der Dritten Welt, Bd. 27), Freiburg/Basel/Wien 2000 (allerdings ohne Geschés Vorwort, Anm. d. Red.)

² Vgl. *A festa no altar*, in: *Época* (São Paulo) Nr. 74, 18. Oktober 1999.

³ Ich erinnere mich, dass Dom Hélder Câmara, um uns in der Hoffnung zu bestärken, zu sagen pflegte: „Je dunkler die Nacht, desto strahlender der Morgen“.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Horst Goldstein